

# Schubert auf den Spuren Beethovens : "Im Kometenschweif unsterblicher Gedanken"

Autor(en): **Bartsch, Rudolf Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **32 (1928-1929)**

Heft 4

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-663275>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Verbündet mit den furchtbarn Wesen,  
Die still des Lebens Faden drehn,  
Wer kann des Sängers Zauber lösen,  
Wer seinen Tönen widerstehn?  
Wie mit dem Stab des Götterboten  
Beherrscht er das bewegte Herz;  
Er taucht es in das Reich der Toten,  
Er hebt es staunend himmelwärts  
Und wiegt es zwischen Ernst und Spiele  
Auf schwanker Leiter der Gefühle.

Wie wenn auf einmal in die Kreise  
Der Freude, mit Gigantenschritt,  
Geheimnisvoll, nach Geisterweise,  
Ein ungeheures Schicksal tritt;  
Da beugt sich jede Erdengröße  
Dem Fremdling aus der andern Welt,  
Des Jubels nichtiges Geföse  
Verstummt, und jede Larve fällt,  
Und vor der Wahrheit mächt'gem Siege  
Verschwindet jedes Werk der Lüge —

So rafft von jeder eiteln Bürde,  
Wenn des Gesanges Ruf erschallt,  
Der Mensch sich auf zur Geisterwürde  
Und tritt in heilige Gewalt;  
Den hohen Göttern ist er eigen,  
Ihm darf nichts Irdisches sich nahn,  
Und jede andre Macht muß schweigen,  
Und kein Verhängnis fällt ihn an;  
Es schwinden jedes Kummers Falten,  
Solang des Liedes Zauber walten.

Und wie nach hoffnungslosem Sehnen,  
Nach langer Trennung bitterm Schmerz,  
Ein Kind mit heißen Reuefränen  
Sich stürzt an seiner Mutter Herz:  
So führt zu seiner Jugend Hüften,  
Zu seiner Unschuld reinem Glück,  
Vom fernen Ausland fremder Sitten  
Den Flüchtling der Gesang zurück,  
In der Natur getreuen Armen  
Von kalten Regeln zu erwärmen.

### Schubert auf den Spuren Beethovens.

„Im Kometenschweif unsterblicher Gedanken.“

Eine Szene von Rud. Hans Bartsch.

Schubert wollte von seinen Vormittagen, trotzdem die ihm zur Arbeit so heilig waren, dann und wann einen abbrechen und manchmal zur Belehrung und Vermehrung seines Wissens einen Gang tun. Sonntags natürlich in irgendeiner der vielen Kirchen, dorthin, wo die schönste Messe zu hören war. Da liebte er am meisten die ganz alten Meister: die strengen, heilig ernst.

An Wochentagen war es dann weisevoll still in den Museen, von denen er die Belvederegalerie über alles schätzte. Auch die mußte er wiedersehen.

Und dann, vor allem, jener Gang, der ihm einer der geheimsten und liebsten war: um den zu sehen, den, der ihm schon durch seinen bloßen Anblick das Herz zu leidenschaftlicher Arbeit erregte. Wie oft hatte er in Oberösterreich gewünscht, das wilde, herbe, leidvolle Antlitz Beethovens zu sehen, wenn die fatten Bürgersgesichter ihm gar zuviel geworden waren!

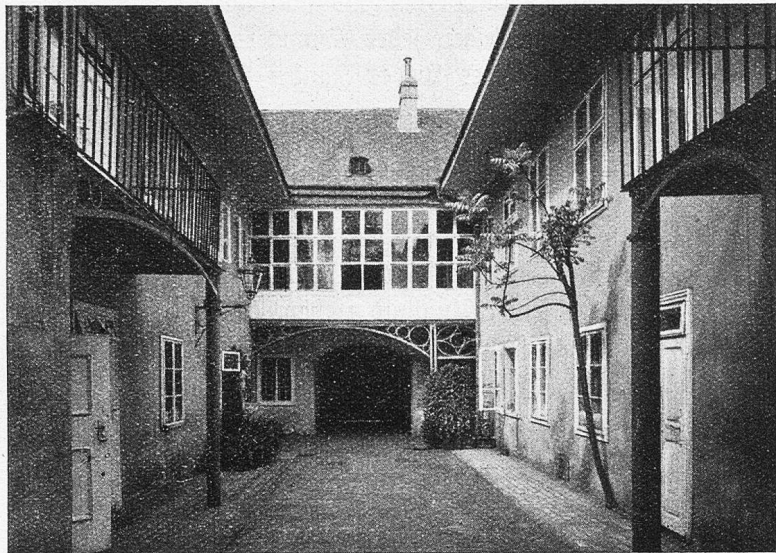
Dazu nun bot sich bald nach seinem Eintreffen in Wien Gelegenheit. Die Tag- und Nachtgleiche war vorbei und durchs Donautal segte der wilde, ganz verrückte und teuflische Wie-

ner Wind. Er stürzte sich über alle Höhen erstürmend gegen die Stadt, daß die Wästeien erbeben und die Nadel des Stefansturmes leise zu schwingen begann. Ein nur einigermaßen gutgekleideter Spaziergänger hätte sich schon wegen des Zylinderhutes nicht ins Freie gewagt, abgesehen davon, daß man vom Schottentor bis zum roten Turm an die Bauwerke angefleudert, von da aber in den Graben geblasen werden konnte, wenn Nordwest im Kalender stand. Zu solchen Zeiten ging nur ein einziger Mensch in Wien aus, der aber mit Vorliebe. Denn erstens fand er da keinen seiner, mit größter Sorgfalt und noch mehr Grobheit gemiedenen Mitmenschen, und dann ist der Sturmwind um Wien die Symphonie aller Symphonien: grandios, voll gottsüberraschender Launen, polyphon und hinreißend, zornig, brüllend, schmetternd und dann wieder voll peinlich stiller Piani. Kurz, der Allergrößte wurde nie müde, sich das herrliche Opus, das dem letzten Chorus Gottes, dem Weltuntergange möglichst nahe kam, immer wieder von neuem vorspielen zu lassen. Beethoven rannte, das war sicher, bei Unwetter zweimal, bei Orkan mindestens drei-



mal um die Stadt. Hier war der Empfangsalon, in dem man ihn sehen konnte.

An einem der ersten Oktobertage war es. Die Basteien brausten und heulten, in den Schießscharten piff es und aus den alten Bäumen der Glacis kam es wie ferner Trompetenton. Ein Staubwolkenmantel hegte um die ganze Stadt



Schuberts Geburtshaus in Wien.

und hüllte sie, beständig im Kreise wirbelnd, ein; es war rücksichtslos großartig, ganz gegen alle übrigen Wünsche der Menschheit und ganz dem einen zulieb, ihm allein erfreulich und genehm.

Schubert war kaum durch das Kärntnertor auf die Bastei getreten, da kam auch schon die ersehnte Begegnung, unerwartet, wie auf der Jagd. In einer aufbrausenden Staubwolke, die ihm Sand in die Augen und Tränen aus den Augen trieb, sah Schubert seinen Gott daherkommen, wie einen wilden Eber. Beethoven, den kürzesten, gestäubtesten und zerbeultesten Zylinder Wiens derb und schief über den Gewaltschädel gerissen, mit flatterndem Frack und wehenden Hosenbeinen, die Abfälle in die Erde bohrend, daß die Fußspitzen hochauf ragten, Arme am Rücken, Stock querüber, fluschte über die Bastei und vorüber, als hübe ihn hinterlings der Sturmwind.

Das Kinn war wie ein Fausthieb zwischen den Kragenspitzen auf der mächtigen Krawatte gefessen, als wollte der klotzige Geist mit seiner Stirn die Gedanken einholen und wie Kriegsschiffe rammen. Vorbei war er, ehe Schubert in überraschter Ehrfurcht den Sand aus den

Augen zu wischen vermochte. Nun sah er ihn nach, wie er dahinbrauste gleich einem zerfetzten Segel bei Meeressturm.

„Prächtigt. Göttlich und dämonisch! — — —

Übrigens, wenn er so fortflüht, habe ich ihn in einer Viertelstunde auf der andern Seite der Stadt, so zwischen Salzgries und Schottentor.“

Und Schubert machte sich eilig und aufgereggt über die Burg- und Mülkerbastei zum Gegenmarsche auf, erreichte die Schottenbastei, wurde dort von dem daherbrausenden Boreas einige Schritte leewärts abgetristet, kämpfte schräg aufkruzend von neuem gegen die scharfe Ecke, auf der der Teufel los zu sein schien und bekam ein, in das scharfe Heulen und Brausen dumpf einstimmdes Kopfweh; weil er den Hut allzu fest angetrieben hatte. Trotzdem erreichte er, vielmals beiseite und zurück taumelnd, den Donaukanal. Er mußte, daß Beethoven längs des ganzen Wassers mit Gegenwind zu arbeiten haben würde und daß er ihn hier in lang-

samerem Tempo zu erwarten hätte. Aber da war der Titan auch schon in der Ferne zu sehen; wild und ungeschlacht stampfte er gegen die Windsbraut an, den Schädel gesenkt wie ein stürmender Stier. Schubert mußte, daß man ihn nicht kennen, vor allem nicht grüßen durfte. Erstens tat er, vornehmlich bei solchem Wetter, den Hut gar nicht erst zum Gegengruß herunter und dann machte es ihn schon wild, daß er, irgend jemand zuliebe, seinen Gedanken soviel Kräfte abspenstig machen sollte, als nötig war, um die Hand andeutungsweise an die Zylinderkrempe zu erheben. Schubert also verkroch sich geradezu hinter einem Kandelaber, dessen Lampen gläser wahnwitzig kflirten und dennoch nicht das tiefe, nur halbgedämpfte Brüllen zu über-tönen vermochten, das von dem daherkommenden Beethoven ausging. „Hahoo, hum, hum, drimm, drumm, drumm,“ sang er in voller Wucht und Furia in sich hinein, daß es den Sturmwind überdrohte. Und wie eine gereizte Riesenhummel fuhr er an Schubert vorbei.

Diesmal packte die Aufregung den Kleinen so rüttelhaft, daß er es nicht mehr vermochte, den halben Gang um die innere Stadt noch-

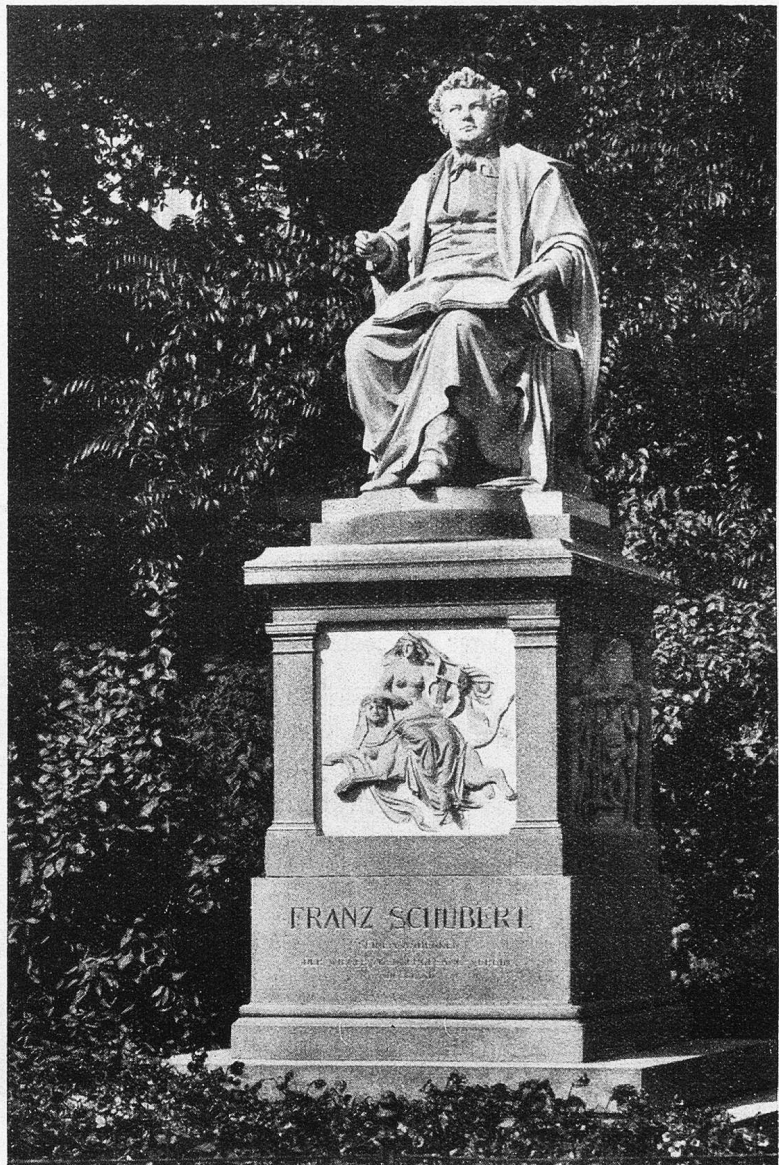


mals zu tun. Er machte kehrt und stürmte hinter dem verehrten und großartig lächerlichen Meister drein, im kapitalen Gefühl, jekunder im Kometenschweif unsterblicher Gedanken und göttlich schaffenden Furors einherzutreiben. Wie eine Welle von tieferregten Leidenschaften blieb es im Kielwasser des Gewaltigen zurück und trieb Schubert hoch auf und nieder. Ihn selber packte die wütende Erregung des Schaffenskampfes, und während er wie ein Verliebter dem Geleise des Vorausstürmenden folgte und glücklich war, in solcher Bahn Nachfolge zu leisten, rief er immer von neuem aus: „Du Unseliger und Seliger, du Enterbter und Allesbesitzender! Du Verlassener, du Reichster, Glücklicher! Wie ist mir wohl auf deiner einsamen, windumtosten Fährte.“

Da er mit dem Sturm ging, so lupfte es ihn ein ums andere Mal, so daß er ein Gefühl hatte, als säße er auf dem Winde und käme ins Rollen; das körperlich Schwere verlor sich vor den treibenden Angriffen des Sturmes immer mehr. Es mochte höchst lächerlich ausgesehen haben, wie der kleine, dicke Musikant so geschuppt und getrieben wurde. Er aber, er hatte das selige Gefühl, daß er fliege, wie ein Engel Gottes!

Leider bog Beethoven schon an der Schottenbastei ab, fuhr wie ein Dämon durchs Schottentor hinaus und schoß seiner Wohnung im nahen Schwarzspanierhaus zu. Nun war Schubert Alleinbesitzer der Bastei und singend, voll Ideen, trieb er dem Kärrntnextore zu.

Der Musikus stürzte nach Hause, ganz und gar von dem Gefühl des Großartigen, des Gotteszornes, der Weltgerichtsmut und des Erlöserdranges erfüllt. In seinem armen Zimmer sah er zwei, drei Augenblicke hilflos umher; denn am liebsten hätte er sich gleich an sein Klavier gesetzt, um zu quirlen und herauszu-



Schuberts Denkmal im Wiener Stadtpark. Von Kundmann.

wühlen, was in ihm orgelte. Dann riß er Notenpapier aus dem Fach und begann seine Töne hinzugrollen; die ersten Takte ganz, als zürnte Beethoven darin. Im Taumel des Ausströmens aber vergaß er den stämmigen Rebellen; immer mehr floß von der himmlischen Güte und Klarheit seines heiteren Wesens hinein; aus dem Born wurde Wehmut, aus dem Rätselhaften sinnige Tiefe, aus dem Ringen stille, gesänftigte Erhabenheit. Endlich spielte er sich's selig vor.

Schober kam ihn besuchen. Schubert sagte „Guten Morgen!“ und schrieb wieder, indes der Freund still lächelnd und dezent in Schu-

berts Musikalien blätterte und sich bezwang, die Noten nicht zu summen, die er gefunden hatte. Endlich warf Schubert die Feder fort, war aber unwillig.

„Was hast du denn?“ fragte Schöber.

„Ich bin dem Beethoven begegnet, und das hat mich aufgeregt.“

„Angeregt, wie ich sehe.“

„Ach was, ich kann's doch nie wie der.“

„Aber so wie du kannst du's. Schau' nicht so unglücklich drein: Willst du mir's einmal vorspielen?“

Aus dem fesselnden Schubertroman: Schwammerl. Verlag L. Staackmann, Leipzig.

## Der Strom.

Von Arthur Zimmermann.

Durch der Brücken enggespannte Bogen,  
Freiheitsdurftig und gefängnisstarr,  
Drängen deine schaumgekrönten Wogen  
Aus dem öden Häusermeer der Stadt.

Erst wenn deinem Aug der Blick sich weitet,  
Wenn im Sonnenglanze ruhevoll  
Weit vor dir die Ebene sich breitet,  
Wird wie einem Wanderer dir wohl.

Klar und klarer strömen deine Fluten,  
Deiner Wellen Rauschen wird zum Lied,  
Wird zu einem hellen, hochgemuten  
Sang, der ob den Wassern schwebt und flieht.

Wiesengründe, fruchtbeschwerte Felder  
Winken dir auf deiner Wanderschaft,  
Zu dir nieder raunen dunkle Wälder,  
Blumen grüßen dich vom Ufer zart.

Und derweilen Sonne, Mond und Sterne  
Spiegeln sich in dir vom Himmel her,  
Wallst du klingend in die blaue Ferne  
Dem erträumten Ziele zu — dem Meer.

## Der Ehrenposten.

Von Karl Schönherr.

Eines Tages in der Zeit, da wir Knirpse noch auf der Schulbank unsere ersten Hosen abwekzten, ging plötzlich die Tür des Schulzimmers weit auf:

Herein traten feierlich-klobig der Gemeindevorsteher mit seinen Räten; dem Metzger, dem Gerber und dem Hufschmied. Sie waren alle im Festtagsgewand und teilten dem verdutzten Schulmeister den Grund ihres Kommens mit.

„Warum wir da sein, Schulmeister? Das wirst gleich erfahr'n!“

Die Gemeinde hätte sich endlich nach langem Prozeffieren mit dem Nachbardorf über die Gemeindegrenze gütlich geeinigt und so wollte man denn heute in gegenseitigem Einvernehmen feierlich die Setzung des Grenzsteines vornehmen. Und da sei es seit urdenklichen Zeiten immer der Brauch gewesen, zu dieser Zeremonie auch je einen Schulknaben aus den strittigen Gemeinden als Zeugen beizuziehen.

„Von wegen dessen,“ nahm nun der Hufschmied das Wort, „auf daß der Bub nachher in viel'n und viel'n Jahren, wenn von uns heutigen Gemeindemandern längst kein Huf

oder Knochen mehr übrig ist, er unter unseren Rindskindern noch als lebendiger Zeug' umgeht, und eben dessen, wenn einmal der Markstein verschwinden sollt, daß er sagen kann: Da, auf dem Fleck, haben unsere Watersvatern den Markstein g'setzt und da muß er wieder her... so wahr mir Gott helf, bin als Schulbub selber dabei g'wesen!“

Natürlich pflegt man für einen solchen Ehrenposten stets einen besonders gefunden, strammen Jungen auszuwählen, der nach menschlichem Ermessen Aussicht hat, möglichst lange als lebendige Marksteinchronik unter den „Rindskindern“ umzugehen.

Nach solch einem Jungen hielten nun die Gemeindevorsteher in der Klasse Umschau. Besonders der Metzger ließ seine scharfen, fälberkundigen Augen prüfend über die Reihen fliegen.

Der Schulmeister schob natürlich sofort den „Ersten“ der Klasse vor. Der war lang und dürr wie ein Halm.

Sagte der Metzger zum Vorsteher:

„Vorsteher! Brauchst du vielleicht ein' Spaziersteck'n? I brauch' fein!“